Zeitschrift: Beiträge zur Geschichte Nidwaldens
Herausgeber: Historischer Verein Nidwalden
Band: 31 (1966)

Artikel: Der Bildhauer Eduard Zimmermann, 1872-1949
Autor: Hess, Grete
Kapitel: Das Gardedenkmal
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-698307

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Gardedenkmal

Schon seit 1921 sprach man in Rom von der Vierjahrhundertfeier des Sacco di Roma, die man, wenn möglich mit der Errichtung eines Denkmals im Herbst 1927 zu feiern gedachte.
Welch böse Zeiten, damals im 16ten Jahrhundert für Rom, den Papst und die Schweizergarde. In ganz Italien herrschte Kriegslärm. Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiener, alles Söldnerheere, wüteten mehr als ausgelassene Horden, denn als zuchtvolle Krieger. Monate- ja jahrelang vermochten die Kriegführer ihre Mannschaft nur halb oder gar nicht zu entlöhnen. Kleider und Essen waren rar, die ausgehungerte, verbitterte Soldateska in einem übeln Zustand. Mehr als einmal suchte man die Stimmung der Leute durch das Versprechen der Plünderung dieser oder jener Stadt zu heben, doch diese Verheissungen erwiesen sich immer als falsch, bis die Wut der Truppe sich dem Siedepunkte näherte. Jetzt tröstete man sie mit der Eroberung Roms. Die unermesslichen Schätze der heiligen Stadt feuerten die ausser Rand und Band geratenen Soldaten an, sich endlich zu entschädigen, ihren Sold zu holen, wo die Reichtümer in Haufen lagen.
Die Schweizergarde, die das Leben des heiligen Vaters zu schützen versprach und dies bis zum heutigen Tag gehalten hat, bestand schon seit 1506. Im Februar 1527 war die Garde unter dem Pontifikat Clemens VII auf 189 Mann angewachsen. Kaspar Röist, ein Zürcher, stand ihr als Hauptmann vor. Die politischen Ereignisse liessen ernste Gefahr für Rom und den Papst befürchten. In diesem ungünstigen Moment verlangte die Regierung von Zürich den Abzug ihres gestellten Kontingentes, wohl in berechtigter Sorge um das Leben der treuen und im Gegensatz zu allen andern Kriegshorden, sehr zuchtvollen Söldner. Fast der ganze Offiziersstab, im ganzen 43 Mann, waren Zürcher.
Der Gardehauptmann beriet die Lage mit seinen Landsleuten. Ihr Entschluss bleibt für alle Zeiten ein Ruhmesblatt für den Heldentod der Schweizergarde. Alle 189 Mann waren einig, jetzt in diesen gefährlichen Zeiten mit schwerer Kriegsnötigung, Rom und dem Papst die Treue zu halten. Man schickte an die Zürcher-Regierung ein rechtfertigendes Schreiben, dem Hauptmann Röist einige persönliche Worte beifügte, wie der Papst jetzt mit schwerem, grossem Krieg beladen und vorab in Rom Verrat zu befürchten sei. Er richtete an den Rat von Zürich die dringende Bitte, nichts zu übereilen, da er es vor Gott nicht verantworten könnte, jetzt den heiligen Vater, der grosse Not leide, zu verlassen.
Es kam, wie es kommen musste. Franzosen, Deutsche, Spanier und Italiener, im ganzen an die 20000 Mann zogen gegen die nur schwach beschützte Stadt. Am 6. Mai 1527 durchbrachen sie die Mauern und Wälle, plünderten und verheerten Rom auf grauenhafte Weise. Die Schweizergarde verteidigte mutvoll jeden Fuss breit Boden. Hauptmann Röist wurde gleich zu Anfang schwer verwundet. Man

trug ihn nach Hause, wo sich seine Frau schützend auf ihn warf. Die tollen Landsknechte aber hieben seinen Leib vor ihren Augen in mehrere Stücke. Die meisten Gardisten fielen beim Obelisk, die übrigen, zurückgedrängt in die Peterskirche, verbluteten am Hauptaltar. Von den 189 blieben nur 42 Mann engere Leibgarde des heiligen Vaters übrig. So hat die päpstliche Garde den Schweizernamen mit Ruhm bedeckt und es durfte wohl der Gedanke aufkommen, diese Heldentat durch ein Denkmal für die Nachwelt zu ehren.

Als erste Propagandisten für die Denkmalsidee können Joseph Räber-Schryber und Dr. Franz Bühler, beide von Luzern, genannt werden. Dazu gesellten sich Dr. Robert Durrer von Stans, Oberstdivisionär H. Pfyffer von Altishofen, Luzern, Dr. J. Angwerd, Schwyz, Dr. H. Meyer-Rahn und Franz Schmid, beide Luzern. Der eine der beiden Hauptinitianten verunglückte schon zu Anfang der Bewegung im Militärdienst tödlich, aber Nationalrat Hans von Matt, Stans, sprang bereitwillig in die Bresche. Er übernahm nicht nur das Administrative, sondern vor allem auch den klaren Willen des Verstorbenen, das werdende Denkmal sollte nicht nur eine Ehre der Toten sein, sondern gleichzeitig ein beredter Zeuge und Mahner an diejenigen, die die 400jährige Tradition der Garde heute noch weiterführen.

Die Wahl des Künstlers war von Anfang an gegeben. Sie fiel auf Bildhauer Eduard Zimmermann. Sein Ruf als Künstler bürgte dafür, der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Im Herbst 1925 unternahm das Initiativkomitee zusammen mit dem Künstler eine Expedition nach Rom, um hier den Denkmalsgedanken einer praktischen Lösung entgegenzuführen. Sie pflogen mit dem Gardekommando und den Organen des Vatikans lange Diskussionen, die sie Schritt um Schritt der Realisierung näher brachten.

Die architektonische und künstlerische Form ist das Werk langer Versuche, vieler Arbeit und Sorge, aber auch mancher Freude und stolzer Genugtuung. Als Standort des Denkmals bestimmte man den Kasernenhof der Schweizergarde.

Erst als der Entwurf in seiner ersten Fassung fertig dastand, konnte an die Finanzierung, an die Propaganda geschritten werden. Die Idee wurde überall wohlwollend aufgenommen, Papst Pius XI. selbst zeichnete einen ansehnlichen Betrag. Nachdem der Bundesrat den künstlerischen Entwurf durch eine Delegation der eidgenössischen Kunstkommission prüfen liess, wurde eine Subvention von Fr. 10000.— zugesichert. Damit öffnete sich der Weg zu den Herzen der kantonalen Regierungen, die alle in mehr oder weniger grossem Ausmass an der Finanzierung teilnahmen. Auch die schweizerische Armee folgte diesem guten Beispiel. Nebstdem flossen die Gaben aus dem ganzen Volk ohne Unterschied der Konfessionen. Der katholische Volksverein half schon bald durch einen grossen

Beitrag, die Sorgen der Finanzierung zu lösen und auch die Garde selbst wollte nicht zurückstehen. Sie förderte mit eigenen Mitteln den Denkmalsgedanken.
So konnte der Künstler sich in aller Ruhe zwei Jahre der Arbeit widmen. Er hat den kämpfenden Kommandanten, Kaspar Röist, im Harnisch mit dem Schweizerkreuz auf der Brust wiedergegeben. Das lange Schwert hält er fest in der Hand. Rechts und links von ihm aber sinken die zu Tode getroffenen Söldner dahin. Zu Füssen dieser drei Schweizergardisten fliesst ein mit dem Aufbau der Skulpturen schön verbundener Monumentalbrunnen.
Dieses Dennkmal brachte Eduard Zimmermann reiche Ehre. Sie war ihm mehr als zu gönnen. Nachdem zwei ähnliche Aufträge, das Ueberfalldenkmal in Stans und das Nationaldenkmal in Schwyz widriger Umstände wegen, unausgeführt blieben, und so die Chance einer eigentlichen Lebensarbeit dahinfiel, brachte dem Künstler dieses Römerdenkmal die verdiente Genugtuung und Befriedigung.
Zur Denkmalweihe am 20. Oktober 1927 reisten eine ganze Reihe schweizerischer Prominenter nach Rom. Vor allem die Mitglieder des Initiativkomitees, Nationalrat Hans von Matt ausserdem noch als Vertreter des Bundesrates, S. G. Msgr. Besson, Bischof von Lausanne, je ein Vertreter der Regierungen von Luzern, Freiburg und dem Wallis, ein Vertreter der Offiziersgesellschaft und ein solcher der ehemaligen Gardisten. Das waren die Chargierten, denen sich auch Eduard Zimmermann anschloss. Seine Tante wollte den Ehrentag ihres Neffen auch mitfeiern. Unter all den Reisenden traf sie Bekannte genug, denen sie sich anschloss.
Die Feier, die nachmittags 4 Uhr im Hofe der Schweizergarde-Kaserne begann, wickelte sich zu einer erhebenden Kundgebung an die vergangenen und gegenwärtigen hohen Eigenschaften der Treue und Pflichterfüllung der Gardemitglieder ab. Das Gefolge seiner Heiligkeit Papst Pius XI., sowie die militärischen Delegationen durften wegen der Beschränktheit des Platzes nicht zu zahlreich sein. Aus dem gleichen Grunde wurde auch das diplomatische Corps nicht eingeladen und alle übrigen Einladungen nur auf das Notwendigste beschränkt, alles in der Absicht, den Romfahrern aus der Schweiz und den in Rom ansässigen Schweizern den verfügbaren Raum bei der Denkmalsenthüllung zu reservieren.
Zuerst begrüsste der Kommandant der Schweizergarde, Oberst L. Hirschbühl, den heiligen Vater, dann richtete Nationalrat von Matt gehaltvolle Worte an den Papst und alle Anwesenden. Die eigentliche Enthüllung des Denkmals umrahmten Chor und Orchester der Schweizergarde. Pius XI. selbst richtete ergreifende Worte an die Festgemeinde und besichtigte darauf das Denkmal. Hierauf verliess er unter Hochrufen der Festteilnehmer mit seinem Gefolge den Kasernenhof.
Abends halb 7 Uhr folgte im grossen Saal des Hospizes Santa Marta eine patrotische Feier. Sie wurde von der Schweizergarde veranstaltet zu Ehren der Teil-

nehmer am Römerzuge, in Anwesenheit des schweizerischen Gesandten, Herrn Minister Wagnière, und vieler in Rom weilender Schweizer. Einige Redner kamen wieder zum Wort. Zahlreiche Telegramme liefen ein, die man im Verlaufe des Abends verlas.
Schon am Vorabend des Festes, am 19. Oktober, gewährte Papst Pius den Komitees eine Audienz. Nationalrat Hans von Matt übereichte dem heiligen Vater eine Medaille in Gold, welche nach den Entwürfen von Eduard Zimmermann und Staatsarchivar Dr. Robert Durrer von Huguenin frères in Le Locle geprägt worden war. Auch den ersten Band der gross angelegten Gardegeschichte übergab Dr. Robert Durrer dem Papst. Der Pontifex bedankte sich durch ein wohlwollendes Kopfnicken und frägt: «bis wann bekomme ich den zweiten Band?» «Gly, heiliger Vater, gly» antwortet in zuversichtlichem Eifer unser origineller Gelehrte. Leider erfüllte sich dieses «gly» nicht, der zweite Band blieb ungeschrieben.
Auch der Künstler erhielt eine Goldmedaille aus den Händen des Papstes. Protokollgemäss hätte er bei dieser Zeremonie sein Knie beugen sollen. Seines Gebrechens wegen blieb er aufrecht stehen; ein ihm benachbarter Zeremonienmeister ermahnte ihn zur Kniebeugung, doch schnell trat ein anderer hinzu, den ersten zu unterrichten und Zimmermann durfte selbstverständlich stehen bleiben. Die Ueberreichung dieser Goldmedaille mag den Künstler ins Herz hinein gefreut haben, dieses Zeichen liess ihn noch Jahre später gerne an die Römertage zurückdenken.

Den festlichen Zeiten in Rom folgten Zeiten des Alltages in Zollikon. Monate und Jahre sind Studien, Entwürfen und Arbeiten im Atelier gewidmet. Eine Reihe ganz ausgefeilter Grabreliefs für Basel und Uznach, ein lebensgrosses, stehendes Mädchen sind die Ergebnisse dieser Periode. Grössere und kleinere Intermezzi lockerten den Alltag immer wieder auf.
Da, eines Abends ist Tante Marie in Nöten. Sie weiss ihren Neffen an seinem Stamm in der Stadt. Im Café de la Terrasse am Bellevueplatz treffen sich wöchentlich einmal die Herren Arrchitekten Werner und Otto Pfister, die Kunstmaler Adolf Thomann und Rudi Mülli, der Pianist Friedrich Niggli, Bildhauer Gisler und noch andere. Natürlich gönnt die Tante Eduard diese fröhliche Zusammenkünfte. Nicht sie bereiten ihr Kummer, wohl aber der Heimweg. Eine gute Viertelstunde hatte Eduard von der Station Tiefenbrunnen zu Fuss zu gehen, dazu den sehr steilen Küppliweg vom Niveau des Sees hinauf bis fast zur Zollikerhöhe. Er mit seinem Gebrechen, bangt die fürsorgliche Seele, lass ihm nichts Ungutes begegnen, lieber Gott, lass ihn nicht anstossen und fallen, beschütze ihn mir. Schlaflos wälzt sie sich in ihren Kissen, ein Gebet ums andere zum Himmel richtend. End-

lich entschlummert sie leicht. Nach halbstündlichem Schlaf weckt sie Eduards Kommen. Er bietet ihr den guten Abend, nimmt Platz an ihrem Bett, fängt zu erzählen an, Tante frägt nach diesem und jenem, bis sie endlich den Schwatz beschliessen. Nur freilich, lebwohl süsser Schlummer für Tante Marie, höchstens gegen Morgen findet sie etwas Ruhe. Und doch schätzt sie diese nächtlichen Plauderstündchen sehr hoch, geben sie doch den beiden das tiefe Gefühl des Zusammengehörens und immer haben sie es so gehalten, in Florenz, in München und hier in Zollikon soll es so bleiben.

Ein andermal ist Tante Marie wieder in Aufregung. «Anna, Anna» ruft sie eines Sonntag Vormittags ihrer Haushalthilfe. «Flink ins Atelier, sehen sie nach, ob mein Neffe noch da ist. Das wäre mir eine Blamage»! Wirklich der negative Bescheid Annas sah ganz nach Blamage aus. Neffe Eduard ist weg, aus dem Haus, hinein in die Stadt, sich dort mit vielen seiner Kollegen im Pfauentheater zu einer Matinée zu treffen. «Mein Gott, mein Gott, was kann ich tun», jammert Tante und verliert beinahe ihre fast immer vornehme Ruhe. Wie sollte sie nicht? Das Schicksal hat sich gegen sie und ihren Schützling verschworen. Zeitig, im Sonntagsstaat war Eduard gerüstet, aber unten im Atelier stehen angefangene Arbeiten. Die grossen Tonmodelle müssen noch einmal gespritzt werden, sie dürfen nicht springen. Also weg mit der sonntäglichen Jacke und hinunter ins Atelier. Um Hemd und Weste zu schonen her mit dem Modellierkittel. Und nun diese grauenhafte Entdeckung! Hier oben in der Stube hängt über eine Stuhllehne fein säuberlich der schöne Sonntagsstaat und Eduard der Nachlässige ist weg, ist fort, zu diesem exquisiten Anlass ... in seinem Modellierkittel, ist so was auszudenken, geschweige denn als fait à compli anzunehmen? Kaum, für eine fürsorgliche Tante. Sie jammert und jauselt, bespricht die Sache zehnmal mit ihrer Anna, doch wozu? Geschehen bleibt geschehen, ins Gegenteil verwandeln lässt sich nichts. Endlich mittags ist Eduard zurück, halb verschämt, sein Stockzahnlächeln aufgesetzt. Ja, ja, immer betrachteten ihn seine Kollegen in eigentümlicher Weise. Jeder beguckte ihn, hinauf und hinunter wanderten ihre Augen, als ob da weiss was zu sehen wäre. Endlich unternimmt Zimmermann eine Selbstinspektion. Was muss er feststellen? Da sitzt er unter all den festtäglich gekleideten Leuten, angetan mit seinem schmutzigen Modellierkittel, nebenbei gesagt, ein simpler, ausgedienter «Alltagstschoppen», der in allen Farben schimmert, dazu über und über mit Ton verschmiert.

Tapfer schluckt Tante den Kummer hinunter. Eduard findet zu tieferem Gram keinen Grund. Er ist eben so. Wie oft spricht ihm Tante zu, im Hause sich etwas besser zu halten, nicht in solch nachlässigem Tenue herumzulatschen — alles für die Katze. Wenn unerwartet Herrschaften kommen, für die er ein Grabmal oder

eine Parkfigur schaffen soll, ist er imstande sich gleich einem Briganten zu präsentieren. Ein halbschmutziges, rotes Halstuch umgebunden, auf dem Kopf eine zerrissene Mütze und den schon beschriebenen alten «Tschoppen» am Leib. — «Nein, du kannst ihn nicht ändern, und wenn er hundert Jahre alt wird» jammert Tante Marie resigniert zu einer Bekannten. Vielleicht ist gerade das das Schöne an diesem Künstler, so sich selbst zu bleiben, so ohne jeden konventionellen Anstrich zu sein.

Schon früher führte Zimmermann Aufträge für die Eidgenössische Technische Hochschule aus. Jetzt 1929 meisselt er für das gleiche Institut zwei weibliche Figuren. Sie stehen oben im zweiten Stock auf den Balustraden. Die Mittelhalle wird später von der Marmorbüste des Schulpräsidenten Dr. Robert Gnehm geschmückt.
Als wichtiges Werk schuf Zimmermann zwei grosse, schöne Brunnen für die Stadt Zürich. Der noble Dianabrunnen am Steinhaldeplatz, der in vierjähriger Arbeit entstanden ist und der grosse in Stein gehauene Brunnen unterhalb der Rämipost, an dem er die Wasser in fast römisch-barocker Fülle zu lenken unternahm. «Dieser Brunnen wird allgemein für den Platz zu gross dimensioniert empfunden. Die Masse waren dem Künstler jedoch gegeben. Man übersehe nicht, wie Zimmermann hier bei aller gebundenen Haltung den feinen, plastischen Werten nachgeht, fast so subtil wie im bronzenen Dianabrunnen» [31].
Peter Meyer schreibt im «Werk» 1936 über den Monumentalbrunnen an der Rämistrasse.
«Der Brunnen folgt dem klassisch konventionellen Schema des römischen Brunnens, flankiert von zwei sitzenden Frauengestalten. Die beiden Figuren haben etwas Stilles, Sympathisches und man ist dankbar dafür, dass das Wasser einmal frei aus einer Schale herabfliessen darf, während es sich sonst bei unseren zürcherischen Brunnen in der Regel aus irgendwelchen verklemmten Felskluften herauszwängen muss. Als bildhauerische Leistung betrachtet, steht der Brunnen ohne Zweifel viel höher als der brutal abscheuliche Manessebrunnen und als die 4 Jünglinge vor dem Kunstgewerbemuseum, die aussehen, als ob sie ihre erste Brissago geraucht hätten».

All diese im Laufe der Jahre recht zahlreichen Aufträge der Stadt Zürich beweisen eine erfreuliche Hochschätzung des Künstlers, des einstigen Nidwaldner Bauernsohnes. Achtete ihn aber Zürich einerseits, so schätzte der Nidwaldner ebenso die Stadt Zürich und alles, was sich in ihr tat, sei es nun auf rein künstlerischem oder auf alltäglichem Boden.

In diesen Jahren, etwa 1915 bis 1925 bestand in Zürich ein Unterwaldnerverein, dem sich ganz zwanglos, ohne durch Statuten verpflichtet zu werden, meist junge Leute aus Ob- und Nidwalden anschlossen, Studierende beider Hochschulen, kaufmännisch gebildete Leute, Angestellte aller möglichen Geschäfte fanden sich jede Woche einmal im Hotel Elite zur geselligen Zusammenkunft. Als Emblem der beiden Halbkantone zierte den reservierten Tisch ein «Tschiferli» aus dessen Innern ein lustiggrünes Reissäckli lugte. Das am «Tschiferli» angebrachte Geissenglöggli begrüsste jedes neu erscheinende Mitglied dieser sogenannten «Tschiferli- und Reissäcklizunft» sehr hörbar. Da ging es meist urgemütlich zu. Zwar lebte man mitten im Krieg und in strengsten Rationierungszeiten. Junges Volk vom Lande brachte trotzdem manches fertig, was einem Städter Stielaugen wachsen liess. Oder sollte ein zwölfpfündiger «Ankenstock» von einem Beckenriedermitglied mitten auf den Tisch gestellt kein Kuriosum sein? Die ganze Tischrunde säbelte daran herunter, strich aufs Brot und schnabulierte mit Wonne. Vorübergehende, ob bekannt oder unbekannt, forderte man auf, mitzuhalten. Niemand liess sich zweimal bitten, soviel «Anken» à discretion sah man damals in Zürich nirgends.

Obwohl einige Vereinsmitglieder die halbe Stadt durchkämmten nach weiteren waschechten Unterwaldnern, fand niemand den Mut, Eduard Zimmermann einzuladen. Was hätte man ihm, dem viel Aelteren zu bieten, ihm dem berühmten Künstler? Vielleicht zwei- dreimal im Jahr wurden grössere Nachtessen mit nachherigem Ball, Schnitzelbänken und oft auch Theateraufführungen veranstaltet. Niemand vom Organisationskomitee bekannte sich dazu, Eduard Zimmermann mit vervielfältigtem Schreiben eingeladen zu haben. Der Landsmann aber erschien und freute sich köstlich an den bunten Nid- und Obwaldnertrachten, die das letzte Mädchen und der hinterste Bub der dreissigköpfigen Gesellschaft trugen.

Zimmermann liebte überhaupt die Geselligkeit. Als der Bildhauer Hans von Matt in Stans sein Atelier eröffnete und ihn zur Einweihung einlud, sagte er sofort zu und nahm mit Freuden an.

Vielmal traf man sich auch draussen in Zollikon in seinem schönen Künstlerheim und das bedeutete, besonders den Stansern, so etwas wie ein kleiner Himmel. Heimatluft, ruhige, gute, wehte dort, Stadtsitten durfte man vergessen.

Da gab es eine Katze und einen Hund. Die Katze hiess «Jean», der Hund «Zisi», der ausnahmsweise beim Essen am Tisch sitzen durfte, eine Serviette umgebunden und einen Teller vorgesetzt bekam. Er war eifersüchtiger als ein junger Liebhaber. Seinen Vorzugsplatz zwischen Tante und Neffe auf dem Kanapee verteidigte er, wenn nötig lautstark. Gelegentlichen Besuchern musste er den Platz ab-

treten, aber oha, schon nahte die Katastrophe. Knurrend, Zähne fletschend, brummend verzog er sich. Da half kein Flattieren und Schöntun, niemand konnte sich rühmen den Hund «Zisi» zum Freund zu gewinnen. Schon beim ersten Schritt in die Stube empfing er ihn mit Bellen und Schimpfen und blieb bis zum Schluss der eifersüchtige Liebhaber.
Bei flotter Unterhaltung spielten natürlich diese hundischen Eifersüchteleien eine kleine Rolle. Eduard Zimmermann und seine Tante waren gerne gemütlich. Niemand spürte den beiden die langen Münchnerjahre an, höchstens, dass einmal die Tante ein bayrisches «schau mal» anbrachte. Im Sommer war es auch herrlich sich im Garten zu ergehen, in einem Garten so schön und gross, wie man ihn zu Hause besass und wie man ihn in Zürich in all den Jahren so überaus schmerzlich vermisste. Aber zu weit gehen durfte man nicht, niemand sollte sich unterstehen im Gras unter schattige Bäume zu liegen, auch wenn es diese Halbstädter noch so köstlich ankam. «Einfältiges Tun, da soll dann einer nachher dieses Gras mähen», wies Zimmermann etwa den Leichtsinnigen zurecht. Sie nahmen es nicht tragisch, dieses einzige kleine Minus vermochte die vielen, vielen positiven Seiten noch lange nicht aufzuwiegen, die da hiessen: freie, offene Sicht, heraus aus den Häusern der Stadt, gute, frische Luft, Samstag-Abend, heimeliges Glockengeläute dem ganzen Zürichsee entlang und das Schönste, jederzeit offene, gastfreundliche Aufnahme mit gemütlicher Unterhaltung.
Hie und da besprach man auch Theateraufführungen und Konzerte. Fräulein Bircher besass ein wöchentliches Abonnement im Stadttheater. Zimmermann war dort ein seltener Gast. Viel eher besuchte er bei einem Sprung nach Stans ein dort ad hoc gebildetes Familientheater, das im Aufbau und Charakter an die guten alten Knirizeiten seiner Tante erinnerte. Nachher, wieder in Zürich, vermochte er oft richtig zu schwärmen vom tadellosen Spiel und Auftreten irgendeines Burschen oder Mädchens, die sich fast wie berufliche Charakterdarsteller gegeben hätten.
In Zürich unterhielt sich Zimmermann am liebsten mit seinen Kollegen in Künstlerkreisen. Mit einigen von ihnen besuchte er Fastnachtsbälle und schaute aus einer entfernten Ecke stillvergnügt dem losen Treiben zu. Hernach konnte er von schönen, geschmeidigen Mädchenkörpern erzählen, deren Bewegungen und Linien ihn eine Zeitlang gefangen hielten.

Sie kamen, sie gingen, wie überall, die Tage, die Wochen, die Jahre. Bis 1930 hatte Zimmermann auf dem Friedhof in Stans drei schöne Grabdenkmäler geschaffen.
Das erste und grösste, ein Denkmal für seine eigene Familie: der Familie Zim-

mermann-Bircher. Es reicht über drei Gräber hinweg, stellt im Mittelteil das Bronzerelief eines Grabengels mit gesenkter Fackel dar. Links und rechts, die beiden seitlichen Gräber werden einzig von grünem Marmor mit den Inschriften der Verstorbenen geschmückt.
Das zweite ist ein Kreuzigungsrelief auf dem Familiengrab Wyrsch. Dieser Auftrag freute Zimmermann ganz besonders, denn was er für sein angestammtes Heimatland schaffen durfte, genoss zum vornherein seine Zustimmung und Befriedigung.
Das dritte Grabdenkmal ist eine Pietà, ebenfalls ein Relief in Bronze für Bankdirektor Bucher Stans.
Auch zwei Porträtreliefs des Ehepaares Landschreiber und Schriftsteller Odermatt, ebenfalls als Grabschmuck sind hier einzureihen.
Wir nähern uns dem Schicksalsjahr Eduard Zimmermanns, dem Todesjahr seiner Tante: 18. März 1932. Die Gute kränkelte schon länger, doch nie wollte sie ein Unwohlsein wahr haben. Gelegentliche leichtere Hirnschläge brachten ihr diese und jene kleinere Lähmungen. Besuchern gegenüber weiss sie solche Gebrechen sehr geschickt zu verbergen. Kein Wort der Klage kommt über ihre Lippen. Selten spricht sie von sich, von ihren Leiden nie. Immer quält sie sich in der Sorge um ihren Neffen. Eigentümlicherweise herrschte unter den beiden die ziemlich sichere Annahme, Eduard würde in seinem Tode der Tante vorangehen. Sein Gebrechen und lebenslanges Kümmern und Bemuttern bewogen sie wohl zu dieser Annahme. Dass sie Eduard allein, ganz allein, ohne ihre ständige Fürsorge zurücklassen müsste, schien ihr unmöglich. Aber Gott fügte es anders. Eines Samstag abends fühlt sie sich besonders schlecht. Eduard anerbietet sich auf seinen gewöhnlichen Gang zur Stadt zu verzichten, doch davon will sie nichts wissen. «Geh nur ruhig, mir kann nichts geschehen». Eduard, drauf und dran wegzugehen, sieht noch einmal nach ihr, bemerkt das Heraufsteigen eines Anfalles, schliesst sie in seine Arme und wenige Augenblicke später erlöscht dieses teuerste Leben.
Da liegt sie nun, gross, schlank, vornehm, wie immer, geschmückt mit dunkelroten Rosen, ihren Lieblingsblumen, ihr Schmerzenskind, ihren Neffen allein zurücklassend.
Ja, allein, unendlich allein und verlassen fühlte er sich. Ueber Nacht sind seine Haare buchstäblich weiss geworden. Er ist ein alter, müder Mann. Diese grosse Leere in der Wohnung, im Haus, im Atelier, diese seelenlose Weite, schien ihm in der ersten Zeit kaum erträglich.

Was Zimmermann an grösseren Werken nach dem Tode seiner Tante noch schuf,

ist bald aufgezählt. Der schon beschriebene Rämibrunnen gehört zeitlich hieher, sodann ein Bronzerelief als Grabmal für Landammann Z'Graggen in Hergiswil und eine lebensgrosse Parkfigur in Bronze.
Zum Weiterleben schenkte ihm Gott noch viele Jahre. Oft genug kam er sich überflüssig und einsam vor, bedauerte, nicht geheiratet zu haben, um dieser grauenhaften Leere zu entgehen. Denn allein mit sich selber sein, ohne einen Menschen, ohne sich in der Fürsorglichkeit seiner Tante zu wärmen, das hatte Zimmermann Zeit seines Lebens nie gelernt. Es half nichts, ans Heiraten durfte er nicht mehr denken, nur eines blieb: sich fügen, so oder anders. Noch besass er ja nahe Verwandte, treu ergebene Angehörige, die ihm in den schlimmsten Tagen beistehen konnten. Seine Nichte, Fräulein Marie Zimmermann von Stans, umhegte ihn damals einen ganzen Sommer lang mit fraulicher Einfühlung, bedacht, dem armen, verlassenen Onkel die Schritte in ein beinahe zweites, ein abschliessendes Leben leicht zu machen.
Von Zimmermanns sieben Brüdern lebten nach Tantes Tod noch deren vier: Walter in Amerika, der Kapuzinerpater Valerian, Joseph als Gärtner und Pförtner im Kloster Einsiedeln und Arnold mit seiner Familie in Russland. Die mehr als vage Hoffnung Eduards, Arnold und seine Angehörigen einmal zu sich zu nehmen, schien sich vorderhand nicht erfüllen zu wollen. Vielleicht mussten noch allerlei Schicksalsschläge über die Russlandschweizerfamilie hinweggehen, um sie reif zu einer solchen Standortveränderung zu machen.
Arnold wanderte schon zeitig, in noch jungen Jahren aus. Als Käsereifachmann erhielt er bei einer grossen Firma in Estland sofort einen leitenden Posten. Da sein Auskommen ganz gesichert schien, heiratete er bald und gründete eine Familie. Ende des ersten Weltkrieges vertauschte er seinen Posten gegen eine bessere Stelle bei einer englischen Firma, musste aber zu diesem Zwecke nach Russland übersiedeln.
Das grosszügige Leben in diesen beiden Ländern sagte Arnold sehr zu. Alle Möglichkeiten sich weiter zu entwickeln lagen vor ihm. Eine lose Verbindung mit seinem Geburts- und Heimatland, ganz besonders mit Eduard und Tante Marie hielt man gegenseitig aufrecht. Als man hierzulande von den russischen Greueltaten, besonders während der Revolutionsjahre hörte, hoffte Tante Marie, Arnold möchte mit seinen Lieben in unsere gesicherte Schweiz zurückkehren. Vorderhand blieben diese Gedanken ein schöner Traum. Arnold fühlte sich wohl in Russland, wenn er auch im Innersten Schweizer blieb. Oft genug stieg der Wunsch in ihm auf, sein Vaterland mit all den lieben Angehörigen wieder einmal zu sehen. Glück und Zufall kamen diesem Verlangen entgegen. Er machte auf dem Gebiete der Käsereibranche eine wichtige Erfindung, die ihm das Geld zu einer Schweizer-

reise einbrachte. Leider hatte damals Tante Marie ihre Augen schon für immer geschlossen, dennoch richtete Arnold seine Schritte nach Zollikon, um einige Wochen bei Bruder Eduard zu verbringen. So kamen sie endlich wieder zusammen, ein ehemaliger und ein gegenwärtiger versierter Fachmann der Milchwirtschaft. Genug, übergenug mögen sie sich erzählt haben, nur von einer eventuellen Neuansiedlung in der Schweiz war nie ernsthaft die Rede. Für Arnold existierte diese Möglichkeit kaum. Mit schönen Erinnerungen im Herzen und einigen konkreten Geschenken in der Hand, reiste er wieder gen Russland.
Eduard half sich weitere Jahre mit Hausbesorgerinnen, Köchinnen und anderen dienstbaren Geistern über seine häusliche Misere hinweg.

In Russland aber standen den Ausländern schwere Zeiten bevor. Je länger, je mehr beschuldigte man sie als Spione, als politisch unzuverlässige Leute. Der allmächtige kommunistische Staat beschnitt ihr Tätigkeitsfeld, ja setzte sie menschlichen Schikanen und Demütigungen aus. Da Zimmermann meist entfernt den grossen Städten wohnte, konnten sie sich in den unglücklichen Jahren der Hungersnot noch knapp ernähren. Immerhin war Leben und Weiterexistieren sehr schwer geworden. Mutter, die noch aus Estland stammte, starb an Kummer und Entbehrungen, die andern schlugen sich durch, so gut es ging. Was anderes sollten sie tun? Vielleicht auswandern, sich in der Schweiz ansiedeln? Den Jungen schien diese Lösung ausgeschlossen. Vater Arnold könnte wohl mit den vielen Schwierigkeiten fertig werden, den drei erwachsenen Kindern schien dies unmöglich, dachten sie nur an das sprachliche Problem. Vater allein sprach deutsch, seine Nachkommenschaft kannte nichts als russisch. Arnold war selten zu Hause bei seiner Familie, er arbeitete in ziemlicher Entfernung; die Kinder blieben in der Obhut der Mutter. Auch war in diesen ländlichen Gebieten irgendeine berufliche Ausbildung für junge Leute ziemlich unmöglich, was ein weiteres Negativum bedeutete. Auf der andern Seite aber trieben die Ereignisse einer Entscheidung entgegen. Alles irgendwie Wertvolle nahm man ihnen kurzerhand ab, bis dann im Frühling 1938 die strikte Ausweisung binnen weniger Stunden kam. So stand also Arnold nach vielen guten, ja oft sehr guten Jahren, plötzlich vor dem absoluten «Nichts». Ein älterer Sohn war schon vor einiger Zeit auf Schleichwegen aus Russland geflohen, die 25jährige Gerda und der 22jährige Gerald hielten sich noch beim Vater auf. Doch jetzt schlug diesen drei ärmsten Menschen die Schicksalsstunde. Bösartige Machenschaften rissen sie sogar noch auseinander, sodass die Jungen den alten Vater suchen mussten, bis sie sich endlich nach schweren Stunden auf einem Flugplatz in Moskau wieder vereinigen konnten. Brutal schob man sie in ein Flugzeug bis Berlin und überliess sie ihrem

Schicksal. Dort von Berlin aus telegraphierte Arnold seinem Bruder in Zollikon und meldete seine Ankunft in Zürich.
Das war die grosse Aufgabe, die Eduard in so reifen Jahren zukam. Er packte sie an, tüchtig wie immer, mit beiden Händen und löste sie so gut es ging. Im Zürcher Hauptbahnhof sahen sich endlich die beiden Brüder wieder, da lernten sich Onkel, Nichte und Neffe kennen.
«Mein Gott» denkt Eduard, «sind das meine Verwandten, in diesen mehr als abgenutzten Kleidern»? Für russische Begriffe mag die Ausstattung alltäglich gewesen sein, in der Schweiz fiel sie sehr auf. Aber die Hauptsache: sie leben, man hatte sich endlich zusammengefunden. Die Kleiderfrage erledigte Eduard mit Eleganz. Einige Anpassungsschwierigkeiten wurden nach und nach gelöst. Den beiden Jungen fiel eine nur einigermassen umfassende Akklimatisation in schweizerische Verhältnisse ziemlich schwer. Da war doch an russischen Ausmassen gemessen hier alles klein, wenn nicht sogar kleinlich, keine Distanzen, die ins Gewicht fielen, keine Weite, keine Wälder, kein Platz. Konnte man sich da bewegen, vermochte man zu atmen? Den beiden Brüdern Eduard und Arnold stand nichts im Wege sich gegenseitig zu verständigen. Sie sprachen die gleiche Sprache. Ein Plan war schnell entworfen. Gerda und Gerald mussten eine Zeit lang geführt werden. Sprachen sie erst deutsch, mochte vieles leichter werden. Man beschloss, Gerald seinem Onkel im Kloster Einsiedeln anzuvertrauen. Nach und nach konnte er sich in der dortigen Oekonomie einarbeiten. Gerda sollte unbedingt in Zollikon bleiben und sich von einer Köchin im Hauswesen und in der hiesigen Kochkunst einweihen lassen. Vater Arnold aber wollte sich um den Garten kümmern, nebenbei tausenderlei in Haus und Atelier besorgen.
So verstand es Eduard allen Angehörigen den ihnen zukommenden Platz anzuweisen. Man richtete sich ein, das Leben ging weiter, die oft gar einsamen Jahre des alternden Künstlers liessen sich nach und nach geselliger an, denn immer mehr fand man sich zusammen.
Die Abende wurden wieder interessanter, besonders, wenn Freunde kamen. Maler Thomann war ein fast wöchentlich kommender gern gesehener Gast. Da erwachte wieder wie früher, richtige Lebens- und Daseinsfreude. Die Feste feierte man, wie sie fielen, z. B. der erste Geburtstag Eduard Zimmermanns seit der Rückkehr der Auslandschweizer. Es war der 2. August 1938.
Wie schön und sinnig! Da hatte dieser wahre Freund Thomann ein bezeichnendes Aquarell gemalt: der heilige Martin mit den Zügen Eduard Zimmermanns hoch zu Ross sitzend, schneidet mit einem Schwerthieb den Mantel entzwei, um ihn bittenden, ärmlichen Gestalten am Boden zu reichen.
Auch Kreidolf kam hie und da aus Bern und richtete sich gleich für zwei Wochen

Ferien ein. Nicht genug damit, Kreidolfs gesellige Natur zog einen Rattenschwanz eigener Freunde nach. Sie alle waren einst in München gewesen. Nun war keiner mehr zu halten. Im Erzählen und Breitschlagen früherer Erlebnisse mitten in der Bajuvarischen Metropole übertraf einer den andern. Kreidolf schoss zwar meist den Vogel ab, der Maler-Poet schilderte, wie kein zweiter. Ein Genuss den bemoosten Häuptern zuzuhören. Sie sollen leben, die alten Freunde.
Mit einer einzigen Ausnahme, namens Jakob Schaffner. In den Münchner Jahren waren sie wirklich die besten Freunde gewesen, Zimmermann und Schaffner. Einer schätzte den andern und hielt grosse Stücke auf ihm. Lange Jahre, bis über den ersten Weltkrieg hinaus bewährte sich diese Freundschaft, um dann plötzlich einen sehr misstönenden Sprung zu bekommen. Schaffner mag seine innere Veränderung äusserlich getarnt haben, Zimmermann nahm sie erst spät wahr. Es machte ihm gewisse Mühe, zu verstehen, einer seiner besten Freunde, ein blitzgescheiter, gereifter Mann könne sich all die Ungereimtheiten des unseligen Nationalsozialismus an seine Fahne heften. Doch es traf zu, Schaffner war ein Fröntler und zwar ein Fröntler aus innerster Ueberzeugung. War er es doch, der sich mit zwei andern Hitleranbetern, Max Leo Keller und Ernst Hofmann am 10. September 1940 vom Bundespräsident in Audienz empfangen liess, um den Anschluss der Schweiz an Deutschland zu propagieren. Bestimmt wären diese drei «tapferen» Eidgenossen nicht so leicht ans Ziel gekommen, hätte unser damaliger Bundespräsident nicht Pilet-Golaz sondern Eduard Zimmermann geheissen. Als Schaffner bei seinem nächsten Besuch in Zollikon mit seinen nationalsozialistischen Sympathien nicht mehr hinter dem Berg hielt, loderte die Flamme der Vaterlandsliebe beim senkrechten Urschweizer gleich mit voller Kraft los. Zimmermann hieb die Faust auf den Tisch und jagte seinen Freund kurzerhand zum Haus hinaus. Niemals wollte er da mitmachen, nicht versteckt und nicht öffentlich, dafür war er ein zu guter Schweizer. Und doch war es noch nicht das endgültige Ende dieser Verbindung. Ein, zwei Jahre später besass Schaffner die Unverfrorenheit, sich bei Zimmermann telefonisch zum Nachtessen zu melden. Onkel Eduard trug Gerda auf, gut zu kochen. Ein Freund komme, den man einen Feinschmecker nennen dürfe. Die Nichte, in deren Herz der Onkel schon längst einen guten, warmen Platz besass, tischte ein Nachtessen auf, das ihrem Fleiss und ihrer Kockkunst alle Ehre machte. Kaum waren die leiblichen Bedürfnisse der Herren zufriedengestellt, tobte wieder der handfeste Krach im Esszimmer. Laut, recht laut gings zu. Das Ende vom Lied: Schaffner stürzte aufgeregt davon, Zimmermann blieb in ebenso grosser Unruhe zurück. Für den Spott brauchte er nachher bei seinen Kollegen nicht zu sorgen.
Solche Aufregungen abzureagieren, dazu ist wohl Arbeit das beste Mittel. Da

wartete im Atelier noch täglich dies und jenes, des Künstlers Gedanken ins gewohnte Geleise zu bringen. Zwei Bildnisbüsten, die eine von Professor Gull, die andere von Professor Arnold Engler gingen der Vollendung entgegen. Auch ein Grabstein mit Wappen für Stockmann, Sarnen, lag im Entwurf vor.
Dann sollte auch das Vergnügen nicht zu kurz kommen. Sobald sich Gerda etwas im Haus eingearbeitet hatte, leistete sich Zimmermann ein Auto. Gerda erhielt Fahrstunden und so bekam Onkel Eduard in kurzer Zeit seine Privat-Chauffeuse. Nicht selten flog man nun aus, dahin und dorthin, auch dem Weg zur Stadt wurden so seine Härten genommen.
Wie gönnte man Eduard Zimmermann diese heiteren Jahre seines Lebensabends. So hatten die Umstände aus den früher zerstreuten Schafen eine Herde gebildet. Man war eine kleine zufriedene Familie, jedes an seinem Platz. Vater Arnold besorgte mit grossem Geschick die Arbeiten im Garten, hämmerte und schob überall alles zurecht, was nicht niet- und nagelfest war. Gerda entwickelte sich immer besser zur fürsorglichen Hausfrau. Gerald zeigte sich hie und da zu Hause. Den landwirtschaftlichen Beruf hatte er mit demjenigen eines Automechanikers, der ihn mehr befriedigte, ausgetauscht.
So flossen einige Jahre in gegenseitigem Verständnis dahin, bis Arnold 1943 nach halbjährigem Krankenlager starb. Man bettete ihn im Friedhof Zollikon zur Ruhe. Seine Stelle übernahm Joseph, der von Einsiedeln Abschied nahm. Auch er besorgte Garten und Haus. Auf diese Weise war der Platz wieder ausgefüllt und die Familie gleich gross geblieben.
Doch nur ein kurzes Jährlein später klopfte der unerbittliche Mahner des Lebens bei Eduard Zimmermann selbst an. «Topp, topp, mach auf, ich tu dir nichts, du hast noch alle Zeit». Hirnschläge, auch leichtere sind immer ernst zu werten. Es war wirklich ein kleines Schlägli im Jahre 1944. Binnen sechs Wochen erholte sich Zimmermann wieder voll und ganz. Wirklich voll und ganz? Wohl doch nicht. Der Arzt hob den Mahnfinger. Zimmermann fühlt sich aber kräftig genug, er will weiter arbeiten. Doch eine Aenderung drängt sich täglich mehr und mehr auf. Immer ernsthafter verbietet der Arzt jegliche Atelierarbeit wegen allzugrosser Gefahr der Ueberanstrengung. «Vermieten Sie Ihr Atelier, bleiben Sie in Ihrer Wohnung». Zimmermann wehrt sich mit Händen und Füssen. Was für eine Rede, ihm sein Atelier verbieten? Nimmt man dem Fisch das Paradies, den See weg? Gleiches will man ihm tun. Da hadert und grollt er noch ein Weilchen, um hernach bescheiden genug nach den Anweisungen des Arztes zu handeln.
Freilich, es ist und bleibt für Zimmermann ein schwarzer Tag, als sein Atelier ausgeräumt und alles im Keller versorgt wird. Ein anderer kommt und nimmt kurzerhand Besitz von dieser, wenigstens für den Künstler, beinahe sakralen Stätte.

Bildhauer Honegger ist Zimmermann kein Unbekannter und doch, anfänglich rumort und tobt sein Herz gegen diesen Jüngeren, diesen an seiner Statt jetzt Glücklicheren.
Doch auch diese Stürme legen sich. Zimmermann tritt langsam in eine abgeklärte, ruhige Phase. Er hält sich an die Ratschläge des Arztes und kann so noch einige Jährlein für sich gewinnen. Zeitungen und Zeitschriften türmen sich neben seinem Tageslager im Esszimmer. Lesen, studieren, ein oder das andere Pfeifchen rauchen, das ist nun seine Beschäftigung. Dann zeigen sich wieder die alten, lieben Freunde, erzählen, berichten, heitern ihn auf. So vergehen die letzten Jahre in grosser Abgeklärtheit.
Dazu Ernst Kreidolf: «So oft ich aber nach Zürich kam, besuchte ich Zimmermann. Dieses bis zuletzt. Vorigen Sommer sassen wir noch einige Wochen zusammen und politisierten. Zimmermann tat das immer gern, ich auch, aber das beliebteste Gesprächsthema für uns war immer die Münchner-Zeit. Ich habe durch sein Hinscheiden einen lieben und wertvollen Freund verloren, den ich sehr vermissen werde. Letzten Sommer war er noch viel frischer als ich, der ich allerdings 10 Jahre älter bin. Niemals dachte ich ihn zu überleben.»
Im Sommer 1949 muss Zimmermann viel liegen. Irgendetwas hat sich zum Schlechteren gewendet. Er bleibt heiter und gelassen. Gerda pflegt den Patienten, der ihr wenig Mühe macht. Geduldig liegt er da, immer bereit, einen kleinen Spass zu hören. Dieser goldene Humor verlässt ihn nicht, nicht jetzt und nicht solange er atmet. Anfangs Dezember befällt ihn eine Lungenentzündung; niemand zweifelt am Ernst der Lage. Doch warum traurig sein? Zimmermann will das nicht, er will froh weggehen. Sie müssten um ihn sein, glauben die Angehörigen am 7. Dezember, am letzten Tag, möchten ihm das Sterben leichter machen. Der gute, alte Onkel lächelt, schaut alle an und schickt sie hinaus. «Nur Gerda soll da bleiben» befiehlt er ganz klar. Man tut ihm den Willen. Zehn Minuten später ist er lächelnd eingeschlafen. Ein reiches Leben ist vollendet. Gott bietet ihm die Hand und nimmt ihn auf.
Im schönen Salon wird seine irdische Hülle aufgebahrt, die Freunde kommen, sich endgültig von ihm zu verabschieden. Zwei Tage später begleitet man den Künstler auf seine letzte Reise. Die Rundfahrt ist beendet, der Kreis geschlossen, Stans die erste und letzte Station nimmt seinen bescheidenen und doch grossen Sohn auf. Dort, in der selbst gemeisselten Ruhestätte schläft er seinen ewigen Schlaf, derweil seine Werke leben.